

Nr. 129. Bromberg, den 10. Juni 1937

Lilians indisches Abenteuer

Roman von **Katrin Holland.**

(5. Fortsetzung.)

Der Bescheid kam gegen Nachmittag. Baker sei sofort vom Dienst zu beurlauben und habe sich umgehend in Simla, der Sommerhauptstadt Indiens, einzufinden, um dort ein Verhör über sich ergehen zu lassen. Danach würde ein endgültiges Urteil gefällt werden.

Hubert verbrachte den Tag in tiefem Schweigen, kaum zu Lawson sprechend und alles um sich her übersehend.

Ich wünschte, dachte Lawson, er wäre nicht so schrecklich teilnahmslos. „Willst du nicht Lilian schreiben?“ fragte er ihn. „Vielleicht ist es besser, sie kommt erst, wenn die Sache geklärt ist.“

Sie wird bis dahin geklärt sein“, antwortete Hubert.

Am Abend begleitete Lawson ihn zur Bahn. „Weiß Gott, Hubert, ich wünschte, ich könnte mit dir kommen.“

„Ist nicht nötig, alter Freund, und übrigens: ich habe Arnstruthers benachrichtigt, daß er Lilian abholen soll, falls ich aus irgendwelchen Gründen verhindert sein sollte, nach Bombay zu fahren. — Nein, weiß Gott, du brauchst dir keine Sorge um mich zu machen. Ich lasse mich von niemand einen schmutzigen Hund schelten, und du hast ganz recht, ich habe ein reines Gewissen, und das ist die Hauptsache“

Langsam fuhr der Zug aus der Halle.

Lawson verließ den Bahnhof mit dem Eindruck, daß ein von ehrlicher Wut erfüllter junger Mensch bereit war, die ganze Welt in Trümmer zu werfen wenn es galt, seine Ehre zu retten.

Aber noch an diesem Abend bat der Oberst Lawson zu sich. Plötzlich lag deutliches Mißtrauen in seinem Benehmen.

„Ganz vertraulich Captain Lawson, hatte Baker nicht Spielschulden?“

„Nicht, soviel ich weiß.“

„Aber er spielte.“

„Hin und wieder im Klub, aber nie hoch.“

„Er hatte die besten Polopferde.“

„Seine Tante, Lady Beachyhead, ist sehr wohlhabend.“

„Und was glauben Sie?“

„Sir, Baker ist mein Kamerad. Trifft ihn ein Verdacht, so trifft er auch mich. Ich bitte hiermit um meine Entlassung.“

„Dies Gespräch war inoffiziell.“

„Dann werde ich morgen zu geeigneter Stunde den Antrag wiederholen.“

„Warten Sie wenigstens, bis die Sache sich ein wenig geklärt hat. Nicht so heftig, mein Junge, eine der besten Stellen, die das Gouvernement zu vergeben hat, wartet auf Sie.“

„Ich würde alles ablehnen, wenn Zweifel an Bakers Ehrenhaftigkeit beständen. In diesem Falle fühle ich mich mit ihm identisch.“

„Schön. Ich danke Ihnen, Lawson.“

Das war deutlich.

Der Oberst trat ans Fenster, als Philipp Lawson ihn verließ, und starrte sinnend hinaus in die hereinbrechende Nacht. Von diesem Platz aus hatte er eine herrliche Aussicht auf die hintereinander aufsteigenden Vorberge des Himalaja und des Hindu Kusch.

Fünftausend Rupien, dachte er. Ein kleines Vermögen für einen jungen Mann. Er persönlich glaubte an eine Schweinerei, aber auch er war nicht allwissend und das Leben hatte ihn viele Enttäuschungen und Überraschungen gelehrt.

3. Kapitel.

Lilian liebte die ersten Stunden des Tages. Wenn der Morgen noch jung war, die Luft klar und frisch und das Promenadendeck bis auf die kleinen indischen Schiffsjungen in ihren bunten Kitteln, die es säuberten, leer blieb.

Um diese Zeit pflegte sie, sich unbeobachtet von allen glaubend, in einem schlichten Badeanzug, der ihre schlanke Gestalt noch schmaler erscheinen ließ, ihren täglichen Dauerlauf zu machen.

Lambertz hielt ihr, als sie ihre letzte Runde beendet hatte und an ihren Ausgangspunkt zurückkehrte, den Bademantel entgegen und sie schlüpfte schnell hinein.

„Wenn Sie Lust haben, dürfen Sie mit mir frühstücken.“

Sie gingen nebeneinander her zu den Liegestühlen in einer windgeschützten Ecke. Der Kellner stellte das Frühstückstablett zwischen sie und verschwand.

„Für eine halbe Stunde gehört die Welt uns. Zucker?“ Lilian schenkte den Tee ein und begann unaufgefordert Brötchen für Martin zu streichen.

„Ja“, sagte Lambertz und wandte keinen Blick von ihrem schönen Gesicht. „für eine halbe Stunde, wenn wir Glück haben.“

Er lehnte sich in seinen Stuhl zurück. Nach einer kleinen Weile erst begann er wieder zu sprechen.

„Als Sie damals auf die „Naldera“ kamen und ich Sie zum erstenmal sah, habe ich mir viel von dieser Reise erhofft. Gewissermaßen . . .“

„Gewissermaßen als Ersatz für Hubert“, half sie ihm mit einem kleinen ironischen Lachen weiter.

„Ja“, sagte er, „gewissenmaßen.“

„Nun und?“

Er drehte sich ihr ganz zu. „Warum fragen Sie das, Lilian? Sie wissen doch selbst am besten, daß ich keine Gelegenheit hatte — bis auf die erste kurze Stunde unserer Bekanntschaft — mit Ihnen allein zu sprechen.“

„Hm, das stimmt, aber es war nicht meine Schuld.“

„Lilian“, bat er und richtete sich auf, „wollen Sie einen Augenblick ernsthaft sein und — versuchen ganz ehrlich mit mir zu reden — ohne jeden Vorbehalt?“

Sie sah ihn offen an. Dann nickte sie.

„Ich darf Sie also fragen, ob Sie mir absichtlich aus dem Wege gegangen sind?“

„Ich bin Ihnen nie absichtlich aus dem Wege gegangen. Hubert hat mir zu viel von Ihnen erzählt, als daß es mir einfallen würde, seinen besten Freund zu meiden.“

Er schien ihren Einwurf zu überhören. „Oder", fuhr er fort, ob es tatsächlich nicht anders ging?"

„Ich glaube nicht", sagte sie still und nachdenklich. „Sehen Sie, es ergab sich mehr oder minder alles von selber, dadurch, daß Sie und ich und O'Rorke und Muhammed Ali und Herr Schönlein alle am Kapitänstisch zusammensitzen."

„Sie kannten O'Rorke von früher her,"

„Nein", sie schüttelte den Kopf, „nicht persönlich, nur seinen Namen. Wie Sie wissen, war er bis vor kurzem Rennfahrer und als er letzthin auf der Brooklandbahn verunglückte, beschloß die Firma, für die er Rennen fuhr, ihn zur Erholung nach Indien zu schicken, um durch ihn dort gleichzeitig den Verkauf ihrer Wagen neu zu gestalten."

Diese Angaben deckten sich mit denen, die Schönlein ausgekundschaftet hatte. Übrigens war O'Rorke aus alter Familie, der Sohn eines irischen Edelmanns, der nicht gerade reich, aber keineswegs arm war.

„Er ist der Typ eines Abenteurers", bemerkte Lambertz härter als er gewollt. Es klang verdammt nach böswilliger Kritik.

„Gewiß", sagte Lilian spöttisch, „ein Mensch, der unser erstes Gespräch unterbrach und der es während dieser ganzen Tage verstanden hat, sich wie ein Schatten an meine Person zu hängen."

Lambertz sah sie wütend an. „Warum halten Sie mich zum Narren, Lilian?

„Sie sind zwar Huberts Freund", sagte sie langsam, aber mit einer gewissen Betonung, „und das hat von vornherein Ihre Stellung zu mir vertrauter gemacht, als sie sonst sein würde. Immerhin gibt es Ihnen nicht das Recht, meine Bekannten zu kritisieren oder mein Verhalten zu beanstanden."

„Ich bitte um Entschuldigung." Lambertz preßte die Lippen aufeinander. Er schwieg verstimmt. Er hatte sich in dieses Mädchen verliebt, ohne es zu wollen. In ein Mädchen, das anscheinend und aus ihm ganz unbekannten Gründen nichts mit ihm zu tun haben wollte und einen künstlichen Abstand schaffte, den zu durchbrechen ihm nicht gelang. Und daß sie Huberts Schwester war, war in seiner jetzigen Lage mehr ein Hindernis als ein Vorteil. Hubert . . . der Gedanke an den Freund ließ die Mißstimmung verfliegen. Es ging vielleicht um etwas Wichtigeres, als um die Angelegenheiten seines Herzens. Er mußte diese wenigen Minuten so gut wie möglich nützen und seine persönlichen Gefühle zurückstellen.

„Warum fahren Sie nach Indien?" fragte er plötzlich.

Lilian sah ihn erstaunt an. „Aber ich sagte es Ihnen schon, um Hubert den Haushalt zu führen. Es ist schon als Kinder unser Traum gewesen, einmal, wenn wir groß wären, gemeinsam zu leben."

„Ist das der einzige Grund Ihrer Reise?"

„Es mag der einzige sein."

„Das ist keine Antwort."

„Warum fragen Sie mich, Martin, wo Sie doch sicherlich von Hubert wissen, daß es dort, in diesem anderen Land, einen Menschen gibt, auf dessen Wiedersehen ich mich freue?

„Major Arnstruthers?"

„Ja." Lilian zündete sich eine Zigarette an, mit einer etwas plötzlichen und heftigen Bewegung, die deutlich ihre Nervosität verriet. Aber er quält mich ja, dachte sie.

Also doch, sagte sich Martin. Sie war für mich verloren, bevor ich überhaupt eine Aussicht hatte. „Und doch hat mir Hubert nie erzählt, daß Sie nach Indien gehen würden."

„Es war auch bis zu diesem Sommer nicht vorgesehen", sagte Lilian schnell. „Wir alle hatten gehofft und geglaubt, daß Eric mit Hubert, wenn auch nicht zusammen, so doch ungefähr zur selben Zeit nach Europa kommen würde. Und dann stellte es sich heraus, daß Eric nicht fort konnte und seinen Urlaub verlegen mußte, irgendwelcher dringender Angelegenheiten wegen, an denen Indien ja reich zu sein scheint." Sie seufzte leicht. „Aber", fuhr sie nach einer Weile fort, „Hubert deutete Ihnen an, daß ich kommen würde."

„Nicht, daß ich mich erinnern könnte."

„Doch, doch, entsinnen Sie sich nicht, daß er Ihnen von einer Überraschung schrieb? Nun, das war damit gemeint. Wir hatten die Absicht, als Sie uns schrieben, daß Sie die „Naldera" nehmen wollten, alle drei gemeinsam die Reise zu machen. Aber unvorhergesehen mußte Hubert früher fort und ich hatte meine Sachen noch nicht zusammen und fühlte mich außerdem ein bißchen elend, so entschlossen wir uns, daß Hubert ohne mich vorfahren und ich Sie auf der „Naldera" treffen sollte. Aber auch damit wäre es beinahe nichts geworden, denn, wie gesagt, ich hätte fast das Schiff versäumt."

„Ich auch", erwiderte Lambertz und sah sie scharf an.

Sie öffnete verblüfft den Mund. „Nein", sagte sie, „das kann nicht sein. Sie meinen doch nicht etwa, daß das irgendwie in einem Zusammenhang stehen sollte . . . mein Autounfall und . . ."

„Ich glaube an ein abgekartetes Spiel."

„Wieso?"

„Das wird sich hoffentlich bei unserer Ankunft in Indien herausstellen, bis dahin kann ich Ihnen leider nicht mehr über meinen Verdacht sagen."

„Verdacht", murmelte sie. „Oh, Lambertz, das ist nicht fair."

„Was?"

„Sie denken dabei an O'Rorke, leugnen Sie es nicht."

Er wunderte sich, wie schnell sie seinen Gedanken folgte, und doch hatte sie ihn falsch verstanden, sie glaubte ihm nicht ganz, sie glaubte, daß er den Iren durch klug ausgesätes Mißtrauen mattsetzen wollte.

Und er durfte den Irrtum nicht berichtigen.

Eine schnelle tiefe Röte jagte in langen Wellen über ihr Gesicht, bis hinauf an den Haaransatz, der herzförmig in die schöne gerade Stirn einschnitt.

Ihre Lippen bogen sich verächtlich. „Ich verstehe Sie nicht, Lambertz . . . Wie können Sie, wenn Sie einen Menschen verdächtigen, sich mit diesem selben Menschen an einen Tisch setzen."

„Ich frage mich, ob Sie je den Begriff Taktik gehört haben?"

„Das geht gegen meine Nationalität, nicht wahr?" gab sie mit spöttischer Ruhe zurück. „Nun, wenn Sie mir erlauben, Sie zu belehren: Unsere Regierung mag alle Künste der Diplomatie spielen lassen, aber die Frauen unseres Landes sind großherzig in ihren Gefühlen, wenn es ihnen auch durch langjährige Tradition und Erziehung versagt ist, sie offen zu zeigen."

„Danke."

Lilian lachte. Es war ein böses, entrüstetes Lachen. „Und im übrigen habe ich genug von Ihrer Taktik, Lambertz, wenn Sie darauf hinausgeht, unbelegbare Verdächtigungen auszustreuen, um das Feld allein für sich zu haben."

Lambertz verlor die Beherrschung. Er sprang auf, mit einem Satz war er neben Lilian. „Schade, daß Sie ein Mädchen sind", bemerkte er grimmig, „sonst . . ." er hielt ihre beiden Hände mit aller Kraft umspannt und merkte in seiner Wut nicht, daß er ihr weh tat.

Sie war bleich bis in die sanft nach oben geschwungenen Mundwinkel. „Glauben Sie", flüsterte sie zornig, „daß ich nicht weiß, daß Sie jede Nacht, die Gott werden läßt, vor meinem Kabinenfenster auf und ab gehen, daß Sie mich den ganzen lieben langen Tag beobachten und, wenn Sie selbst nicht zur Stelle sind, mich durch Schönlein beobachten lassen?"

„Es ist wahr, ich liebe Sie", entgegnete Lambertz und hielt ihre Handgelenke noch immer wie im Schraubstock. „Bei Gott, Lilian, so albern und lächerlich es vielleicht für Sie klingt: Sie sind die erste Frau, die ich liebe — aber denken Sie im Ernst, daß ich würdelos genug wäre, um derlei Dinge, wie Sie andeuten, zu tun?"

Sie zuckte in nicht mißzuverstehender Weise die Schultern. Sie sah in diesem Augenblick unendlich hochmütig und betörend schön aus.

„Würden Sie so freundlich sein, meine Hände loszulassen?"

Er trat ohne ein weiteres Wort zurück.

Lilian stand auf und raffte ihren blauweißgepunkteten Bademantel lässig über den Schultern zusammen.

„Lilian", sagte Lambertz. „Sie sind zu jung, um Intrigen zu verstehen, zu ehrlich, um nicht an Ideale zu glauben. Ich wünschte bei Gott, daß die Gelegenheit nicht kommt, bei der ich Ihnen beweisen kann, daß meine Befürchtungen gerechtfertigt sind."

Sie wandte sich um und ging, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, an ihm vorbei. Aber er ließ sich nicht ab-

schrecken, er ging neben ihr her, ohne auf ihr blasses, unwillig zuckendes Gesicht Rücksicht zu nehmen.

„Ich habe mich auf diese Stunde gefreut. Ich bedaure dieses Gespräch, aber ich fühle mich genötigt, Sie zu bitten, es nicht brühwarm jemandem wiederzuerzählen, für den es nicht bestimmt ist."

„Mein lieber Lambertz", sagte Lilian und sah ihn kühl und fremd an, „es interessiert mich nicht, wo Sie Ihre Kenntnisse über Frauen zusammengetragen haben, aber ganz abgesehen davon, daß ich darauf verzichten würde, mich oder jemand anderen preiszugeben, horche ich weder Leute aus, noch spioniere ich in den Interessen anderer Menschen und würde mich höchstens schämen, den Freund meines Bruders bloßzustellen."

„Ich verstehe." Lambertz starrte in das vom Nil getrübte Strandwasser.

Vor ihnen tauchte die Küste auf.

„Ich hoffe es", sagte Lilian und bog um eine Ecke des Ganges, an dem ihre Kabine lag.

An diesem Tag legte die „Naldera" in Port Said an.

(Fortsetzung folgt.)

Graf Schlabernbach.

Historische Skizze von Bernhard Faust.

Zu Beginn der französischen Revolution war auch ein Fremder in die Bastille eingeliefert worden, den der Kerkermeister beim Aufruf als Bürger Schlabernbach bezeichnete. Der Mann, knöchern, hager, fast ungelenk zwischen den kleinen, beweglichen Franzosen, rührte sich nicht, bis man feststellte, er sei der Träger jenes Namens. Zur Rede gestellt, beharrte er mit großer Festigkeit darauf, nicht Bürger Schlabernbach zu sein, sondern Graf Schlabernbach, meinetwegen Bürger Graf Schlabernbach. Seit jenem Tage nannten ihn die Schicksalsgefährten Citoyen Graf Schlabernbach.

Ohne Grund, lediglich aus Haß gegen seinen Namen, gegen sein Vaterland, zu dem er sich mannhaft bekannte, hatte man ihn zur Guillotine verurteilt und zögerte nicht, den Citoyen Graf Schlabernbach, der sich auf seine Art widerspenstig zeigte, auf den Armsünderkarren zu laden. Er befand sich gerade bei Trunk und Spiel, dieser geselligen Lustbarkeit, die das Grausen versüßte, als ihn der Kerkermeister holte. Über dem hastigen Abschiednehmen vergaß der Verurteilte, die Kavalierstiefel anzuziehen und schlappte dem Wärter in Hausschuhen nach, eben so wie man sich daheim zu bewegen pflegt. Erst als er sich auf den Wagen schwingen wollte, den rechten Fuß auf dem Trittbrett, gewahrte er das Versehen.

„Unmöglich, Bürger Kerkermeister!" rief er herzhaft über den Platz. „Mein Aufzug beleidigt das Volk; es will keinen Hohn und keine Verachtung, es will ein Schauspiel haben."

Der Kerkermeister, ein Gemütsmensch, der sich sagen mochte, es sei so übel nicht, wenn man sich die Gunst der Vornehmen erhalte, gewährte einen Tag Aufschub, und der Citoyen Graf Schlabernbach kehrte in seine Zelle zurück. Das war nach dem ersten Sturzbade der Schreckenszeit nichts Ungewöhnliches: Paris fühlte sich übersättigt mit Blut- und Leichengeruch.

Sorgfältig machte sich Graf Schlabernbach fertig, um, wie er mit gelindem Spott bemerkte, Seiner Majestät der Straße seine Aufwartung zu machen. Doch der Morgen brach an, ohne daß man ihn behelligt hätte, der zweite Tag kam, der dritte, und als der Gefangene sich an den Wärter um Auskunft wandte, erzählte der, inzwischen sei der Kerkermeister in Ungnade gefallen und werde vermutlich —, schwieg und machte lachend eine freundliche Gebärde um den Hals.

Vier Wochen wartete Graf Schlabernbach, das Jahr verging, man schien ihn vergessen zu haben, während sich ringsum die Zellen leerten. Zuletzt begehrte er in einem heftigen Schreiben an die Vollzugsbehörde nach der Ehre, endlich der mordhungrigen Straße zu zeigen, wie ein Deutscher stirbt. Ohne Erfolg! Entrüstet, daß man ihm eine Audienz verweigere, was noch kein König vor seinem Namen wagte, stieß er den Gefängnisknecht beiseite und stieg geradeswegs in die Kanzlei, wo der französische Adel verdammt, verurteilt, abgeschlachtet und die Urkunden des Todes ausgestellt wurden. Zu seinem sprachlosen Erstaunen erklärte man, einen Stoß Akten durchwühlend, Graf Schlabernbach sei frei, doch an seiner Stelle sei der Kopf des Diktators vor den Thron der Nation gelegt worden; das Volk habe vermutlich ein innigeres Vergnügen empfunden, Robespierre sterben zu sehen, als einen Unbekannten.

Graf Schlabernbach war vermögend, und sein Geld lag unberührt auf der Bank, — das nächste wäre gewesen, dem ungastlichen Lande den Rücken zu kehren. Doch vorerst bezog der Graf eine kleine Wohnung in einem Hotel der Richelieu-Straße, um die angegriffene Gesundheit herzustellen, damit die Heimreise ohne Beschwerden vonstatten gehe. Man darf nicht vergessen, daß der Graf monatelang mit der Todesdrohung gefoltert worden war und sich auf den Tod vorbereitet hatte wie zu einem Gang, bei dem Haltung zu wahren sei, von dem aber sonst nicht allzuviel Wesen gemacht werden könne, weil es schließlich schmählich genug war, unter dem Beil zu fallen und nicht im Kampf vor dem Feind.

Endlich stand die Kutsche fahrbereit im Hof, die stampfenden Pferde davor, der Kutscher saß auf dem Bock und knallte aus Ungeduld mit der Peitsche. Im letzten Augenblick ließ jedoch Graf Schlabernbach sagen, er habe sich's überlegt und bleibe, die Kutsche solle mit vollem Gepäck im Schuppen eingestellt werden, damit man morgen gleich alles bei der Hand habe. Aber zur nächsten Abfahrtszeit erlebten die Bediensteten das gleiche: Wagen, Pferde, Kutscher warteten, und oben öffnete Graf Schlabernbach das Fenster und winkte recht ungnädig und mürisch mit der Hand: „Jean, ich bleibe!"

Es gab Tage, da hielt der Graf schon die Klinke und schreckte erst im letzten Augenblick zurück: die Stadt, die ihn um den Tod betrog, als er sich bereit erklärte, vor dem Tode den Degen zu strecken, hielt ihn gefangen: Paris und Frankreich durften nicht glauben, daß er den Tod und seine Schergen fürchte.

Neun Jahre wartete Graf Schlabernbach, neun Jahre unten die Kutsche, die Pferde davor, der Diener auf dem Bock. Und jeden Morgen erschien das verdrießliche Gesicht des Grafen oben im Fenster:

„Noch nicht, mein Lieber!"

Neun Jahre wartete Graf Schlabernbach auf die letzte, große Audienz.

„Papaluga, steig in den Himmel!"

Von R. Thassilo Graf von Schlieben.

Wenn die Sonne im Hochsommer glühende Strahlen auf die Erde herabsendet kommt die Zeit, in der man sehnsüchtig nach dem Himmel blickt, um ein Regenwölkchen zu erspähen, von dem man Kühlung und Frische erhofft. Für einen Landman ist das Ausschauen nach einem Regenwölkchen begreiflicherweise noch viel intensiver. Denn seine Felder, abgesehen von den Äckern, die gerade abgeerntet werden, stehen in größter Gefahr zu verdorren, wenn nicht bald das erlösende Naß vom Himmel fällt. Darum kennt man auch heute noch in vielen ländlichen Gegenden Deutschlands den Regenzauber, den es seit uralter Zeit in allen Ländern gegeben hat.

Schon in den berühmten Aufzeichnungen Marc-Aurels findet man die Worte des griechischen Gebets, das der römische Kaiser für allein würdig hält: „Gib Regen, o Zeus, gib Regen den Fluren der Athener". Und die Römer verehrten in ihren gleichen Gebeten den segen- und regenspendenden Zeus der Griechen als Jupiter Pluvius.

Daß in tropischen Gegenden der Regengott des jeweiligen Stammes von den Priestern (Schamanen) nicht nur durch Gebete, sondern auch durch eine Fülle von Zeremonien und Zaubersprüchen um die Gnade des Regens gebeten wird, ist ein dort seit Urzeiten allgemein üblicher Brauch. Nur ist man heutzutage von dem blutigen Opfer einer Jungfrau abgekommen, und begnügt sich damit, das junge Mädchen neben dem betenden Schamanen knieen zu lassen. Auch die Indianer kennen einen Regenzauber, der bei den verschiedenen Stämmen vielfache Variationen aufweist.

*

Sehr reizvoll gestaltet sich der Regenzauber in den südöstlichen Ländern Europas, besonders in Rumänien, Bulgarien und Serbien. In all diesen Ländern wird entweder ein kleines Mädchen oder eine Jungfrau, die bei der Zeremonie keine Gewänder tragen darf, ganz mit Laub und Blumen verhüllt. Ein Schwarm junger Mädchen begleitet diese Zauber-

figur, die in Rumänien „Papaluga", in Bulgarien „Peperuga" und in Serbien „Dodola" genannt wird. Vor jedem Hause des Dorfes wird Halt gemacht. Das junge „Regenmädchen singt bestimmte Lieder und tanzt besonders vorgeschriebene Tänze, die einen kultischen Charakter haben. Sie wird von den Bewohnern des Hauses reichlich mit Wasser begossen. Eine Zeremonie, welche den erwünschten Regen herbeiziehen soll. Dabei gibt es auch häufig die Ausführung der hübschen Idee, dieses Wasser mit Blumen zu bestreuen, die vielfach in dem grünen Laubkleid hängen bleiben, so daß die junge Zauberin oft ganz wie mit Rosen übersät einher wandelt. Besonders reizvoll sind die Gesänge, deren Text natürlich den verschiedenen Gegenden entsprechend wechselt. So singt man z. B. in Rumänien mit Vorliebe: „Papaluga, Papaluga steig in den Himmel, öffne seine Türen. Sende von oben Regen herab, daß gut wachsen alle Kräuter, alle Früchte". Einen solchen Zug habe ich selbst in Segarcea nahe Craiova beobachten können. Ich war ganz entzückt von dem lieblichen Anblick der Zeremonie und der reizenden Melodie des Liedes.

In Bulgarien ist das Zauberlied ein wenig anders: „Peperuga flog zum Himmel. Gib uns Regen, daß gedeihen möge das Korn, die Hirse, der Weizen. Der Flachs wachse hoch bis zum Gürtel. Peperuga, Peperuga."

In Serbien heißt das Lied folgendermaßen: „Wir gehen durch das Dorf. Die Wolken gehen am Himmel. Oj, Dodola, oj, Dodola. Wir gehen schneller. Schneller gehen die Wolken. Oj Dodola, oj Dodola. Aus den Wolken fiel ein Ring. Ihn ergriff die Regenmaid. Oj, Dodola, oj, Dodola. Da fiel der Regen vor uns nieder und benetzte das Korn und den Weinstock. Oj Dodola, oj Dodola."

Auch Neu-Griechenland hat nicht nur in den Dörfern, sondern auch in vielen kleinen Städten sein Regenmädchen. Hier wählt man mit Vorliebe für dieses wichtige Amt ein Waisenkind, in dem Glauben, daß Gott die Bitte armer Waisen mit besonderer Gnade annhören wird. Die kleine Zauberin heißt hier „Pyrpiruna". Der Text des Liedes lautet: „Pyrpiruna geht umher, betet, fleht zu Gott dem Herrn: Einen Regen gib uns Gott, einen Regen fruchtbar sanft, daß da keimen, daß da blühen und auf daß die Welt bereichern des Getreides grüne Saaten und der Baumwoll' teure Pflanzen, und die frischen duft'gen Kräuter! Wasser Lachen, Lachen hoch. Und ein Haufen, Haufen Frucht! Bring' ein Malter jede Ähre. Jeder Weinstock eine Last von Trauben — eine ganze Wanne voll!"

*

Wenn in unser gemäßigten Zone der Regenzauber nicht solche oder ähnliche Formen angenommen hat, so liegt das wohl hauptsächlich daran, daß in Mitteleuropa Zeiten großer Dürre verhältnismäßig nur selten vorkommen, ganz abgesehen davon, daß bei einer so intensiv betriebenen Landwirtschaft bei weitem mehr Brunnen oder künstliche Bewässerungsanlagen geschaffen worden sind, als in wasserarmen Ländern. Als aber der Boden noch nicht so kultiviert war, hat es auch bei uns mannigfachen Regenzauber gegeben, und der Glaube an Wettermacher blüht noch heute in zahlreichen Landgemeinden. Wehe aber der als wettermächtig geltenden Persönlichkeit, wenn statt des erhofften Regens ein mächtiger Hagelsturm kommt. Dann kann es dem Zauberer oder der Zauberin schlimm ergehen. Wenn auch heutzutage allerdings nicht mehr ganz so schlimm, wie jenem armen Hunnen, von dem Scheffel in seinem „Ekkehard" erzählt: Die Dorfbewohner, die ihn freundlich aufgenommen hatten, erschlugen ihn, weil sie steif und fest glaubten, er habe das böse Unwetter gemacht.

Daß man bis zum Mittelalter Regenzauber oft dadurch versuchte, daß man beliebige Personen, deren man gerade habhaft werden konnte einfach ins Wasser warf, zeigt am deutlichsten ein sogenannter „Zuchtbrief" aus Erfurt von 1351, in dem es unter anderen Vorschriften und Verboten wörtlich heißt: „Daß niemand den anderen in das Wasser trage. Unser Hern verbieten auch, daß niemand zu keiner Zeit den andern in das Wasser trage oder werfen soll, als dicke (Strafe) sol er X Schillinge geben, vermag er des Geldes nicht, so sol er seyn bueß leyden in dem stocke (mit dem Stocke)."

Chroniken aus weit früheren Zeiten erzählen häufig von Regenbittgängen, die Frauen mit bloßen Füßen nach einem Berg oder nach einem Waldsee unternahmen. Sie brachten Geschenke, wohl richtiger gesagt, Opfer dar. Hierbei wurden heilige Steine reichlich mit Wasser begossen. Man sieht aus dem Darbringen der Geschenke und dem Begießen der heiligen Steine, daß es sich hier um uralte Volkssitten handelt, die noch aus vorchristlicher Zeit stammen, wie die Flurprozessionen, die sich teilweise bis auf die heutige Zeit erhalten haben.

Wie es nun aber auch mit dem Glauben an die vorerwähnten verschiedenen Arten des Regenzaubers bei der modernen Menschheit beschaffen sein mag, ein Regenwunder kennen wir doch alle ohne Ausnahme: Das ist der in herrlichen Farben schimmernde Regenbogen, der, wie ein leicht vergänglicher Traum seine wundersame Brücke vom Himmel zur Erde baut — — „Meinen Bogen habe ich gesetzt in die Wolken!" — —



Bunte Chronik



Was aus einem Streit am Telephon werden kann.

Einen unerwarteten Ausgang hatte eine von einem Sir Walter Wormersley über ein unhöfliches Telephonfräulein an den englischen Generalpostmeister gerichtete Beschwerde. Sir Wormersley hatte sich über einen mangelhaften Anschluß geärgert und geriet mit dem Telephonfräulein, dem er die Schuld in die Schuhe schob, in eine telephonische Auseinandersetzung, die derartige Formen annahm, daß das Fräulein vom Amt, das sich gekränkt fühlte, den Teilnehmer schließlich einen „verkalkten Grobian" und ein „unhöfliches Scheusal" nannte, nachdem sie zuvor mit „faule Klingelmadame" und „nichtsnutzige Schlafmütze" angeredet worden war. Sir Wormersley ließ diese Beleidigungen nicht auf sich ruhen, und so kam es zu einer amtlichen Untersuchung des Vorgangs, zu der nach langen Vorverhandlungen auch der wütende Sir Wormersley vorgeladen wurde. Das Ende dieser Verhandlung war, daß der „verkalkte Grobian" der „faulen Klingelmadame", die sich als ein reizendes Mädchen entpuppte, einen — Heiratsantrag machte, den sie auch prompt annahm. Aus einer peinlichen Beschwerde ist ein Hochzeitspärchen geworden, und der Generalpostmeister hat mit Vergnügen seinen Segen dazu gegeben.



Lustige Ecke



Sie hat klug reden.



„Ich verstehe nicht, daß du klagst, ich hab' dir doch dafür den Rucksack abgenommen!"

*

Die Folgen.

„Wie ist Ihnen eigentlich die Kneiperei gestern bekommen?"

„Ganz gut. Nur meine Frau ist ziemlich heiser."

„Aber die war doch gar nicht mit?"

„Eben deswegen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.